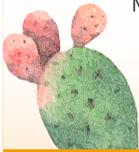


Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

Portrait



Nurit Bakaus, Hirtin im Kibbuz, Studium in Genf, Künstlerin in Tel Aviv und bis heute in Freiburg.

►► Seite 3

Leichtigkeit

Flirten interkulturell und auf Deutsch, Akzeptanz des Zufälligen, wie man im Alter jung und leicht bleibt und wie man im Brunnen tanzt.

►► Seiten 4–11



Politik

Radikal höflich gegen Rechtspopulismus. Erasmusstudenten, ersehnte Fachkräfte für Deutschland.

►► Seiten 12–13



Kultur

Superstar-Mamas und ihre Kinder, Freiburger Biografiegespräche, InTipps.

►► Seiten 14–15



▲ Leicht. Grenzenlos. Frei.

Foto: kwasibanane

Легкость Легкість Leichtigkeit Ease Ligereza
 Leggerezza 楽 Légèreté nhẹ nhàng קלילות Keveys
 Levitate लघट Lleugeresa Ευκολία სიმსუბუქე
 Lekkość Rahatlık

»Die Sache ist, dass ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, [...] ob mein Auge licht, rein und hell ist [...] und ob die Falten, die sich in mein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind? Schon jetzt [...] giebt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elastizität des Geistes« So schrieb Johann Wolfgang von Goethe in Italien 1786. Es gibt überraschend viele Situationen, in denen wir unsere Elastizität des Geistes trainieren, an Erfahrungen der anderen teilnehmen, die Last des

Gewohnten wegschieben und zu jemand anderem werden wollen.

Sehr oft passiert das in unserer Freizeit. Genau da, wo wir uns endlich erlauben, leicht zu sein, ist unsere Weltoffenheit am größten. Man engagiert sich z. B. beim interkulturellen Theater, um mit ganz fremden Leuten in Kontakt zu treten, man tanzt zu Klängen der seltsamsten Musikinstrumente, erlebt bei Swing ironisch-verspieltes Miteinander der Geschlechter, man geht zu Biografiegesprächen, um seine Geschichte mit anderen

zu teilen und um Geschichten aus unbekanntem Welten zu hören. Und wenn diese traurig oder schockierend sind, beginnt man, über sie und über seinen eigenen Platz in der Welt neu nachzudenken, darüber, wie man eigene Probleme relativieren kann, um jemandem zu helfen. Die Leichtigkeit, mit der wir uns auf diese Weise verwandeln können, erscheint plötzlich enorm und kaum begrenzt zu sein.

Die weite und fremde Welt ist längst direkt vor der Haustür, sie ist umso leichter zugänglich, je schneller

man aufhört, das Eigene immer mit sich zu schleppen, sei es Herkunft, Identität oder nur noch Gewohnheit. Dann ist sogar ein Flirt mit einem oder einer Fremden möglich, ein unverbindlicher Kontakt, der noch keine Liebe ist, aber schon eine Annäherung. Nicht immer leicht, aber sicher gut für die Elastizität des Geistes. Und wer weiß? Vielleicht können die Falten, die sich wegen der Sorgen und der Angst ins Gemüt unserer Gesellschaft eingegraben haben, auf diese Weise etwas getilgt werden. (T.A.)

Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Denise Nashiba, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Laura Biolchini, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld, Christiane Mihm

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 27. September 2019

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

- Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805 0101 0013
3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ Die aktuelle Ausgabe der InZeitung hat den Schwerpunkt Bildung. Auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft stehen wir auch 2019 erst am Anfang. Viel zu viele Menschen, Gruppen und Institutionen haben Inklusion offenbar noch nicht wirklich verstanden und reduzieren dieses Menschenrecht auf Menschen mit Behinderung. Dabei geht es um alle gesellschaftlichen Gruppen und Bereiche.

Cornelia Bossert, bildung neu denken e.V.

■ Im Artikel von Barbara Peron (Chancengleichheit) bezieht sie sich auf

eine OECD Studie. Wo kann ich die finden?

Heidrun Walter

★ Sehr geehrte Frau Walter, B. Peron bezieht sich in ihrem Artikel über die Mär von der schlechten Lernkapazität und Bildung der Migrantenkinder auf eine Studie aus dem Jahre 2018. Man kann sie hier finden: www.oecd-ilibrary.org/education/education-at-a-glance-2018/summary/german_54474647-de. Redaktion

Richtigstellung

Zu »Unser Nicht-Wissen. Freiburg und der Kolonialismus« in der InZ 27 über die Veröffentlichung »Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus.« von Bernd-Stefan Grewe, Markus Himmelsbach, Johannes Theisen und Heiko Wegmann: In der gekürzten Wiedergabe des Gesprächs mit

Heiko Wegmann entsteht der Eindruck, als gäbe es gegenüber der Universität Freiburg aktuell Forderungen von Opferverbänden aus Namibia auf Rückgabe von menschlichen Schädeln, die während der Kolonialzeit geraubt wurden. Richtig ist, dass es diese Forderungen gab, der Prozess aber 2014 erst einmal abgeschlossen wurde durch die Rückgabe von 14 Schädeln.



Foto: kwasibanane

Cordiale 2019 Die Dimensionen des Raumes

Von Barbara Peron

Von Herzen gestaltet und kuratiert wird dieses kreative Kulturprogramm von fünf Menschen mit Migrationsgeschichte aus Freiburg.

Zum zweiten Mal findet im E-Werk die Veranstaltungsreihe Cordiale – Von Herzen statt, die dieses Jahr dem Thema Raum gewidmet ist. Die Eröffnung findet am 28. 9. 2019 mit der Installation La Poétique de l'espace der Künstlerin Gül Keetman aus Istanbul/Staufen statt. Es folgt am selben Tag die Lesung Utopia, die ursprünglich ein Wort für eine Nicht-Örtlichkeit, für das Nirgendwo ist.

Die etablierte Podiumsdiskussion am Tag der deutschen Vielfalt, wie der Tag der Deutschen Einheit (3. Oktober) im E-Werk genannt wird, ist dieses Jahr der Philosophie gewidmet. Um 11 Uhr spricht im

Kammertheater der Freiburger Philosoph David Espinet zum Thema Politik des Raumes. Espinet geht von der Voraussetzung aus, dass es keine neutrale Haltung zum Raum gibt und geben



kann. »Selbst die mathematische Bestimmung des Raumes ist nicht neutral.« Wenn es so ist, »fordert uns der Raum stets dazu heraus, ihm eine Gestalt zu verleihen, den Raum gewissermaßen zu leben, zu konfigurieren, zu durchmessen,

zu verzeitlichen und zu versinnlichen. Jede Gesellschaft und Epoche lebt den Raum auf ihre eigene Weise. Weil der Raum als reine Unbestimmtheit auch niemandem gehört, ist er gerade die strittige Sache, um die der Kampf ums Dasein, um Anerkennung, um Sichtbarkeit, um Geltung ausgetragen wird. So artikuliert das Naturrecht der Menschen, an einem Ort sein zu dürfen, die eminent politische Dimension des Raumes.«

Diese Veranstaltung steht in Verbindung mit der Performance Hier sind wir! Reden wir über den Welt-raum!, die sich als Gespräch zwischen Philosophie und Klang, Musik, Bewegung und Tanz versteht, und mit dem Dokumentarfilm Hans Blumenberg – der unsichtbare Philosoph, eine Reise durch Deutschland auf

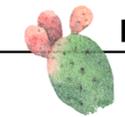
den Spuren eines beinahe unbekannt, aber bedeutenden Philosophen präsentiert.

Die Cordiale-Woche beschließen sowohl ein musikalisches als auch ein Theater und Workshop-Angebot.

■ Cordiale 27. 9. – 5. 10. 2019

► Programm unter www.ewerk-freiburg.de

■ Tag der deutschen Vielfalt (3. 10.): 11:00 Podiumsdiskussion »Politik des Raumes«; 14:30 Performance; 19:30 Film im Kommunalen Kino ■ Das Programm wurde in Kooperation mit der InZeitung konzipiert, Mitglied der Programm-Jury war die InZ-Projektleiterin Dr. Barbara Peron



Von Carmen Luna

Nurit Bakaus wurde 1935 in Ramat-Gan in Israel geboren. Was das damals noch Palästina? – frage ich. »Ja, es war noch nicht offiziell Israel, aber für uns war es das schon immer. Ich bin zufällig eine Sabre geworden. Das ist der Name, den alle Juden bekommen, die in Israel geboren wurden, und das ist ein schönes Gefühl«, sagt sie stolz, »Sabre ist die Frucht von einem Kaktus und sie ist stachelig von außen, aber süß von innen – für mich ein Kompliment.«

Bis sie 19 Jahre alt war, lebte sie in Israel. »Ich bin dort in den Kindergarten und die Schule gegangen, ich habe bei den Pfadfindern mitgemacht und dann kam der Militärdienst.« Nurit leistete ihren Militärdienst in einem Kibbuz als Hirtin. »Das war schön. Man ist sehr eingenommen vom Lebensgefühl der Jugend. Wir wollten etwas Neues aufbauen, neue Ideen verwirklichen. Das war ein Baustein für immer, und heute noch habe ich Kontakt mit einigen von der Gruppe.«

Wie war deine Jugendzeit damals? »Ich habe mir wenig Gedanken gemacht. Ich habe in den Tag hineingelebt, die Zeit gelebt, die Inhalte dieses neuen Lebens, die Schule und die Freundschaften, mit allen Facetten des Lebens wie überall auf der Welt.«

Die Eltern von Nurit, die aus Singen stammten, waren 1934 mit zwei Babys, Nurits älteren Schwestern, noch rechtzeitig nach Palästina geflohen. »Für meine Mutter war das schrecklich, die neue Sprache, die Wüste. Sie hatten ein Möbelgeschäft, ein schönes Haus und einen Garten gehabt und mussten alles für einen Appel und ein Ei verkaufen.« Für Nurit war es anders. Sie fühlte sich mit dem Land verbunden, in dem sie aufwuchs, mit dem jüdischen Staat, auch wenn die Religion keine große Bedeutung für sie hatte. »Mit Israel fühlte ich mich eins. Ich kenne die Sprache, die Witze, die Lieder, die Feinheiten.«

Hebräisch war ein Teil ihres Lebens, Deutsch hat sie zu Hause gelernt. »Die deutsche Mentalität ist ganz anders, aber durch meine Eltern habe ich diese Art Erziehung auch abge- kriegt.«

Anfang der 50er Jahre entschieden die Eltern, zurückzukehren. »Ich bin für ein halbes Jahr gekommen, um zu schnuppern und dann bin ich 35 Jahre geblieben.« Die erste Station für sie in Europa war die Schweiz, wo sie Kunst studierte und mit dem Diplom der Ecole des Arts Decoratifs in Genf abschloss.

Eines Tages, bei Kaffee und Kuchen im Café Steinmetz in der Kaiser-Joseph-Straße, trifft sie einen jungen Mann, einen katholischen Theologen. Mit ihm wird sie sich sehr gut verstehen. »Und da hat das Deutsche in mir eine Rolle gespielt. Die Sprache, die Diskussionen. Eine unwahrscheinliche Basis war da.« Der junge Mann will Priester werden, aber wie das Leben so spielt, kommt es anders und 1960 heiraten die beiden und gründen eine Familie mit drei Kindern.

Sie leben zunächst in Freiburg und Umgebung, später dann in Berau im Südschwarzwald, wo sie eine Hausgalerie betreiben. »Das war ein schönes Erlebnis, ein Haus mit Alpenblick, und mein Traum von einer Hausgalerie ist in Erfüllung gegangen...« Und dort entstehen viele schöne Schwarzwald-bilder, von verschneiten Landschaften, Bergen und den Ausblicken vom Haus aus. Aber der Schwarzwald ist nicht ihre einzige Inspirationsquelle. Weitere Themen in ihrer Malerei sind die verschiedenen Welten, in denen sie lebte: Israel, der Orient und Freiburg sowie auch Geschichten des alten Testaments. »In meinen Bildern gibt es viel Bewegung, alles fließt so wie im Leben. Die starken Farben, die warmen Töne sind mit mir eins. Das Thema vom einen Gott hat mich sehr beschäftigt. In Jerusalem sind Kirche, Synagoge und Moschee alle nebeneinander. Alles in einem Gott ist mein Grundgefühl.«

Ein neuer Abschnitt ihres Lebens beginnt 1989, als ihr Mann stirbt und sie in ihre Heimat nach Tel Aviv zurückkehrt. »Ohne meinen Mann habe ich mein Leben hier nicht mehr gefunden. Hinzu kam, dass meine 16-jährige Tochter sich entschloss, in Israel zu leben. Da habe ich alle Zelte hier abgebrochen und bin wieder nach Israel gezogen.«



► Nurit Bakaus, »Stachelig« von außen, süß von innen
Fotos: kwasibanane



Ich bin eine Sabre Die deutsch-israelische Malerin Nurit Bakaus

Ich frage sie, wie die 19 Jahre in Tel Aviv waren. »Dort hatte ich keine Verpflichtungen. Ich habe ganz viel gemalt und viele erfolgreiche Ausstellungen vor allem in Deutschland gemacht. Es war eine sehr produktive und kreative Zeit.« Bis 2008 wird sie in der israelischen Großstadt leben, erst dann beschließt sie, wieder nach Freiburg zurückzukehren. »Es war eine schwere Entscheidung. Ich war gespalten, auf eine positive Weise, da ich auf beiden Seiten gewinnen konnte. Aber letztendlich hat Freiburg gewonnen da hier inzwischen alle meine Kinder lebten. Die Kinder vermitteln ein starkes Gefühl von Geborgenheit.«

Gerade kommt Nurit Bakaus von einem Familienbesuch aus Israel zurück.

Wie war es, frage ich sie. »Israel ist kein Land, das ich nur mit den Augen sehe, ich schaue mit allem, was ich habe: die Mentalität, die Sprache, die alten Freunde, die Familie. Das kann ich schwer beschreiben. Da ist so eine Lebensfreude auf der Straße. Alle lachen und sprechen dich an. Das ist wie ein High inmitten der Party, aber als Dauerzustand. Das Auge wird nicht eine Minute gelangweilt. Und die verschiedenen Mentalitäten, die alten orientalischen Menschen und die vornehmen europäischen Damen mit großen Hüten, alles gemischt. Es ist faszinierend. Vielfalt hat die Leute gelehrt, das anzunehmen, was da ist.«

Und wie sieht sie die aktuelle Situation in Israel? »Mit der aktuellen politischen Situation bin ich nicht einverstanden. Jede Seite verhindert mit ihrem Fanatismus den Frieden. Die Politik macht schreckliche Sachen, auf beiden Seiten. Es gibt keine Bereitschaft, Kompromisse zu machen. Aber ich will glauben, dass es noch Hoffnung gibt.«

Bald wird Nurit 84 Jahre alt und ist immer noch aktiv in Kunstgruppen und mit diversen Ausstellungen. Hat sie neue Projekte, möchte ich wissen. »Ich wäre glücklich, wenn ich auf meiner weiteren künstlerischen Reise die Möglichkeit hätte, etwas neu zu entwickeln ... andere Gefühle, andere Aussagen, eine Mischung von Formen und Farben. Das schwebt jetzt in mir.«

◀ Tel Aviv 1990:

»In meinen Bildern gibt es viel Bewegung, alles fließt so wie im Leben.«

InZeitung – Wir feiern mit Euch
Vorstellung von Redaktion und Autor*innen den 10. Geburtstag der Redaktion
Diskussionen in lockerer Atmosphäre
Lesungen **Fr 29/11/19 ab 19:30**
KoKi/Urachstr. 40 Umtrunk



Am besten einen Kurs besuchen

Über die Leichtigkeit in der deutschen Gesellschaft

Von Barbara Peron

Vor 25 Jahren verabschiedete Herr Chiareghin, damals Professor für Philosophie an der Uni Padova, seine Schüler, die mit einem Erasmus-Stipendium nach Deutschland gingen, mit folgenden Worten: *»Lernen Sie fleißig die Sprache und tauchen Sie in die deutsche Kultur ein, aber ohne den Sinn für die Leichtigkeit des Lebens aus dem Blick zu verlieren. Denn die Deutschen neigen dazu, die Schwere des Lebens zu stark zu betonen. Und selbst, wenn es keine Probleme gibt, sehen sie welche oder schaffen sie sich welche.«*

Ich habe die Worte meines Lehrers nie vergessen und sie kommen mir immer wieder in Erinnerung, wenn ich z. B. unmotivierte, Angst schürende Artikel in den Zeitungen lese oder unendliche Diskussionen über angebliche Probleme höre, die weder real noch nachweisbar sind.

Schon der ironischste aller deutschen Philosophen, Friedrich Nietzsche, hatte übrigens in seiner *Götzen-Dämmerung* auf die »verdrieß-

liche Schwere« des deutschen Geistes hingewiesen: *»Ich suche noch nach einem Deutschen, mit dem ich auf meine Weise ernst sein könnte, – um wie viel mehr nach einem, mit dem ich heiter sein dürfte! (...) Die Heiterkeit ist an uns das Unverständlichste...«*

Abgesehen davon, was Nietzsche sagt, ist es interessant festzustellen, dass alles, was die Deutschen heutzutage mit der Leichtigkeit des Lebens – auch im Sinne von Gelassenheit – assoziieren, praktisch immer aus dem Ausland stammt. Gemeint sind z.B. damit der italienische Lebensstil der Dolce vita, die dänische Hygge sowie die verschiedensten Tanzarten, die unterrichtet werden (Latin Salsa, Bachata, Kizomba, West Coast Swing, Tango Argentino) und Musikgenres wie Hip-Hop, Rap, Reggae usw. Sicher würden sich Populisten gerade das Gegenteil wünschen. Praktisch ist das ganze Angebot der Entlastung aus Schwere und Ernsthaftigkeit des Lebens in Deutschland durch »ausländische« Begrifflichkeiten besetzt und von »ausländischen« Richtungen geprägt. Nicht nur sind Musiker, Tänzer bzw. Entertainer im Allgemeinen

oft Menschen mit Migrationshintergrund oder Migrant*innen. Das ist einerseits positiv, andererseits kann das aber auch als einschränkend betrachtet werden. Denn ich würde mir auch eine größere Wertschätzung von Migranten und Menschen mit Migrationshintergrund seitens dieser Gesellschaft in allen Bereichen des Lebens, d. h. explizit auch außerhalb des Entertainment- oder des Gastronomie-Bereichs wünschen.

Wenn Heiterkeit und Sinn für die Leichtigkeit des Lebens nicht zu den natürlichen Charakterzügen des deutschen Geistes zu gehören scheinen, dann versucht man sie sich heutzutage irgendwie doch zu verschaffen, am besten, indem man einen Kurs besucht. Die Überzeugung, dass Ratgeber oder Kurse jeder Art oder Wellness-Urlaube die Freude und die Leichtigkeit des Lebens vermitteln können, ist hierzulande so verbreitet, dass die Belegung sämtlicher Kurse, die beides vermitteln können, fast zum Zwang geworden ist, als ob man das ebenfalls zu leisten hätte. Persönlich bezweifle ich, dass der Weg zu Freude und Leichtigkeit des Lebens

sich durch die Belegung eines Kurses finden lässt, vor allem in einer so stark ich-zentrierten, ja besessenen Leistungsgesellschaft wie dieser. Das Problem liegt meines Erachtens gerade in dem Konzept der Gesellschaft. Vielleicht sollte man zunächst dieses Konzept revidieren und einfach aufhören, alle Bereiche des Lebens unter Kontrolle zu haben und verwalten zu wollen. Genau so, wie man aufhören sollte zu denken, dass alles mit Geld erwerbbar ist. Gerade der Sinn für die Leichtigkeit des Lebens lässt sich in der Tat nicht kaufen. Denn er liegt nicht in erster Linie darin, Spaß zu haben, sondern vielmehr darin, das Leben zu nehmen und zu genießen, wie es ist. Es ist eine innere Einstellung, die in der französischen Philosophie, ausgehend von Levinas und Derrida, als *Akzeptanz des Zufälligen* thematisiert wurde und die auch auf der Basis z. B. des italienischen Lebensmodus steht. Es ist die Einstellung der Gelassenheit gegenüber dem Zufälligen und Unerwarteten, was die Leichtigkeit des Lebens in erster Linie ausmacht, keineswegs nur ein vorübergehender Spaß.



Ich geh' schaukeln

Von Barbara Ziemann

Ich arbeitete mit Begeisterung seit 50 Jahren als selbstständige Physiotherapeutin in Freiburg und empfund meinen Beruf täglich als spannend. Als ich 72 war, reifte die Idee, mich in Bezug auf Platz und Dinge sehr zu reduzieren und noch mal ganz anders zu leben.

Mein Motto: Mir reicht's – ich geh' schaukeln!

Schon lange war ich fasziniert von Bauwägen oder tiny houses. Es muss Erich Kästner in meiner frühen Jugend gewesen sein, der mit der Geschichte des Aussteigers, der im Eisenbahnwagen lebte, meine Phantasie beflügelte. Es wurde schließlich ein Citroen Jumper von Pössl. Der Rest im nächsten halben Jahr war Schwerarbeit. Alles aufzulösen, wegzubringen – das war schmerzhaft. Im Dezember 2016 brach ich auf.

Oh, war das kalt, auch in Südfrankreich. Ich hatte noch keinerlei Erfahrungen mit Gasheizung und traute mich nicht, sie, so wie ich's brauchte, anzuwenden aus Sorge, ich hätte ganz schnell gar kein Gas mehr. Meistens habe ich mich in ein Wohngebiet gestellt um zu übernachten. Das klappte prima.

In der Camargue landete ich auf einem Campingplatz. Das war dann schon entspannender. Ich war total fasziniert von den vielen verschiedenen Vögeln

dort, großen und kleinen – natürlich auch von den Flamingos, die gravitatisch das seichte Gewässer durchkämmten mit ihren Schnäbeln. Ich stellte tausendfach fest, wie erstaunlich sich nicht nur Flamingos verhalten, sondern auch viele andere Lebewesen wie Hunde, weiße Katzen, Fische, Wespen und Menschen. Ich selber wurde immer selbstbewusster und frecher. Ich lernte und lerne täglich dazu und lerne, dass Dinge gehen, die ich für unmöglich gehalten habe: Yes I can. Das ist ungemein bereichernd.

Meine liebe blonde Eurasier-Hündin Alma ist seit zwei Jahren eine freundliche und lustige Begleitung. Auf Whatsapp und Co begleiten mich auch liebe Freundinnen. Großstädte meide ich, sie machen mir Angst – eigentlich kann ich nur durchfahren, denn Parkplätze sind rar. Altes Gemäuer interessiert mich auch eher weniger.

Meine bisherige Erfahrung sowohl in Südwesteuropa und Marokko als auch in Osteuropa lehrte mich: Es gibt offensichtlich überwiegend anständige, freundliche, aufgeschlossene, interessierte Mitmenschen. Das gibt so ein gutes Gefühl. Natürlich kann ich nicht sicher sein, klar, wie im normalen Leben halt.

In Spanien lernte ich einen höchst begabten Spanischlehrer kennen, zu dem und seiner Familie ich im Herbst wiederkehren werde, um den

Spanischunterricht wieder aufzunehmen.

Jetzt gerade: ich sitze an einem Teich. Das Wasser spiegelt das Grün von gegenüber. Vorhin flirrten die Schatten der Bäume und das Sonnenlicht auf dem Wasser – das ist Glück. Unglück taucht auf bei trübem Wetter oder vor allem bei längerem Regen – die Feuchtigkeit ist höchst unangenehm. Dann kann ich eigentlich nur fahren, um die Feuchtigkeit los zu werden. Doch auch das geht vorbei.

Ich bin froh und glücklich, allein unterwegs zu sein. Kürzlich war ich mit einer Familie in Österreich ein paar Tage zusammen – sie waren so entspannt und ohne fixe Regeln – da konnte auch ich entspannt bleiben. Schön war's. Aber das ist selten.

Jetzt gerade lebe ich mit meinen beiden Enkeln für zwei Wochen im Bus zusammen. Es ist unbeschreiblich schön: wir haben keine Termine, das Wetter ist grandios, Wasser ist in der Nähe, herrliche Natur – was will man mehr!?

Mir geben Unsicherheiten und Unwägbarkeiten einen Kick, der mich wach hält und neugierig macht. Das Glück, immer wieder an wunderbaren Plätzen zu sein, erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Ich hätte nie gedacht, dass mir meine Arbeit so wenig fehlt und wie sehr ich diese Art Leben genieße.

Ich kann nur dazu ermuntern, es auch auszuprobieren.

Mir geben Unwägbarkeiten einen Kick
Fotos: kwasibanane



Jennifer Harry, aufrechte Gestalt, dynamischer Auftritt Foto: Margrit Müller

Konventionen wegtanzen

Lindy Hopper in Freiburg im Retro-Rausch

Von Tatjana Sepin

Die Liebe zu Retro-Details – zu Klammotten und Frisuren – und eine Vielzahl von Lindy-Hop-Veranstaltungen zeigen, dass sich neben Salsa, der mit Abstand größten Community, in Freiburg eine weitere Tanzszene etabliert hat.

Die Leiterin der Tanzschule *Swing-in' Freiburg* ist Jennifer Harry. Gebürtig aus New Jersey führte sie ihre Reiseleidenschaft über Rom und Luzern nach Freiburg, wie sie mir in einem Interview erzählt. Sie verfügt über eine klassische Tanzausbildung und erlernte Lindy Hop während ihres Biologie-Studiums in New York. In Luzern machte sie ihr Hobby zum Beruf und baute zunächst dort und später in Freiburg ihre Tanzschulen auf. Mit *Swing-in' Freiburg* und ihrem Event-Engagement hat sie Freiburg mit einer soliden Lindy-Hop-Struktur ausgestattet.

Ich kenne Harry, seitdem ich letztes Jahr eine Disco-Choreografie mit ihr einstudierte. Harry – aufrechte Gestalt, schwarzer Pagenkopf, dynamischer Auftritt – hat eine komische und eine strenge Seite. Sie reißt knochentrockene Witze, ohne dass ihrem Gesicht der Hauch eines Lächelns entfliehet. Fehler veranschaulicht sie unter vollem Körper- und Mimik-Einsatz. Abgerundet wird das Ganze durch einen leichten amerikanischen Akzent. Den hat sie glücklicherweise noch, obwohl ihr Deutsch perfekt ist. Eine Schrittfolge muss zigfach wiederholt werden, bis sie

zufrieden ist: »*Ich liebe nur, wenn es wirklich gut ist*«. Auch im Lindy Hop arbeitet Harry wissenschaftlich exakt, ihr geht es aber nicht um Disziplin als Kunstprinzip: »*Ich vermittele Präzision, damit die Leute eine bessere Verbindung zueinander haben, damit sie besser führen und folgen können. Das ist im Lindy Hop – als Social Dance – wichtiger als das Aussehen*«. Harry ist stolz auf ihre bunte Lehrtruppe und betont das kritische Selbstverständnis der Swing-Community, die sich intensiv mit Themen wie *Gender* und *Cultural Appropriation* auseinandersetzt: der Aneignung des afroamerikanischen Tanzkulturerbes.

Mir gefällt am Lindy-Kosmos die Musik. Sie erinnert mich an wortwitzige *Screwball-Comedies* der goldenen Hollywood-Ära der 1930er Jahre, an Fred Astaire und herumwirbelnde Arme. Mich amüsiert das ironisch-verspielte Miteinander der Geschlechter, das *Lindy Hop* eigen ist. Im Gegensatz zu Salsa, seiner klassi-

schen Rollenverteilung und offensiveren Sexyness, ist bei *Lindy Hop* das Führen der Leader und Folgen der Follower geschlechtsunabhängig: Frauen tanzen selbstverständlich mit Frauen, Männer mit Männern. Weil's Spaß macht. Und mich fasziniert die Historie, die ihren Anfang nahm im *Savoy Ballroom* in Harlem, dem ersten Tanzsaal, in dem Schwarze neben Weien Einlass hatten. Sie tanzten miteinander. Ausgelassen und überschwänglich flogen Röcke und Mädchenschwänge hoch. Aber es war mehr als Lebensfreude: In dem Afroamerikaner den Tanz gestalteten, ertanzten sie sich gesellschaftliche Teilhabe. In der *Harlem Renaissance* der 1920er/30er vollzog sich mit dem so genannten *New Negro Movement* eine künstlerische Selbstermächtigung. *Lindy Hop* war tänzerischer Ausdruck dieser Bewegung, die Konventionen wegtanzte. Es gibt immer noch einiges wegzutanzten. So let's do that swing!

► **Samstagabend in Clarksdale, Mississippi**
Foto: U.S. Federal government, gemeinfrei



Lindy Hop erobert Freiburg. Tanzassistentin Sibylle mit Tanzlehrer René Foto: kwasibanane

Son Sabroso

Von Carmen Luna

Anfang der 1980er Jahre ist er aus Lateinamerika nach Deutschland gekommen und hat mit seinen Melodien das Lebensgefühl des Südens mitgebracht: Salsa, so wird diese Musik und der Tanz genannt. Mit afrokubanischen Wurzeln ist sie eine Mischung von verschiedenen Stilen, in denen alle kubanischen Rhythmen zusammengefließen sind. Salsa heißt auf Deutsch Soße, ein bildhaftes Wort, das auf den vielfältigen Ursprung des Phänomens anspielt.

In Lateinamerika ist ein Fest ohne Tanzen kein Fest und Salsa ist immer dabei. Auf den ersten Partys, die ich in Deutschland besucht habe, wurde mir eine Frage gestellt, die ich als Latina befremdend und ärgerlich fand: »*Willst du Männer provozieren?*« So anmacherisch wurde die spielerische Art dieses Tanzes verstanden, die doch in Lateinamerika ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens und der Freizeit ist.

Seitdem sind viele Jahre vergangen. *Salsa* mit der ansteckenden Lebensfreude seines *son sabroso* und der innigen Paartanz *Tango*, der *tango llorón*, haben tausenden von begeisterten Anhängern gefunden und nicht nur Europa, sondern auch viele andere Teile der Welt erobert. Ein kulturelles Geschenk aus Lateinamerika für unzählige Menschen, das ihnen eine neue Art der Begegnung gezeigt hat und sie wunderbare Abende erleben lässt.

Wörter, die im Deutschen fehlen

Bati – ბატი

Von Ketevan Bakhia

Eine Gans ist in meiner Muttersprache nicht feminin. Die Wörter in der Sprache meiner Mutter und meines Vaters und mir haben generell kein grammatisches Geschlecht. Wir sind aber nicht geschlechtslos und so auch manches andere: Sonne ist männlich und Mond – weiblich.

Eine Gans ist eine zerstreute Frau oder ein tolpatschiges Kind. Dass ein Kind sich dumm anstellt, ist ein bekanntes Phänomen. Wenn die Mutter »*Bato*« – »*Du Gans!*« zu ihrem Kind sagt, zeigt es ihre Bereitschaft, dem Kind zu helfen, ihm seine Aufgaben abzunehmen.

Wie eine Frau zur *Bati* wird ist eine andere Geschichte. Eine Frau, die sich wie ein zerstreuter Vogel anstellt, bekommt diesen Titel. Wer eine Frau *Bati* nennt, kennt sie gut und hat sie lieb. Die Frau besitzt zwar eine kindliche Niedlichkeit, ist aber zugleich für das praktische Leben nicht geschaffen. Ich war nie ein *Bati*-Kind. Nur vielleicht für meinen Sportlehrer.

Ich wurde allerdings auch nie als *Frau* bezeichnet in dem Land meiner

Geburt. Das Land kannte mich nicht als Frau, als ich es verlassen habe. Denn eine junge Frau ist dort keine Frau, sondern ein Mädchen. Als ich mal zurückkehrte, hieß es, ich sei wie eine richtige *deutsche Frau* geworden, also alles andere als eine *Bati*, weil die Deutschen für die Georgier eher die Könige und die Königinnen des praktischen Lebens als Vögel sind.

Als Frau in Deutschland gelte ich jedoch als *Bati*. Wenn die Deutschen über diese Bezeichnung Bescheid wüssten, und wenn sie sich niemals trauen würden, mir so kritisch so nah zu treten, hieß ich *Bati*. Ich muss für die Deutschen im großen Sinne zerstreut, ohne Plan, ohne klare, abgesicherte, durchgedachte Zukunftsvorstellungen, tolpatschig wirken – wie eine richtige

Gans eben, und noch ruhig und gelassen dazu. Ich flattere von einer Inspiration zur anderen, tapse von einer Beschäftigung zur anderen, wechsele von einem Beruf zum anderen. Ich fühle mich wie ein zerstreuter undefinierter Vogel gegenüber den deutschen planvollen und strukturierten erwachsenen Männern und Frauen.

Molla Nasreddini erklärte einmal seiner Tochter, dass die Gans ein Vogel sei, obwohl sie nicht fliegen könne. Plötzlich schwang sich die Gans in die Luft. »*Sie will bestimmt nur die Menschen täuschen!*« – beschwichtigte Molla Nasreddin das Mädchen.

Die Flügel. Das *Pero*. Ich nehme die Feder in die Hand und lasse die Wörter flattern. Wer weiß, vielleicht kriege ich noch Flügel, werde leicht und hebe mich hoch, hoch ...

★ Nasreddin (auch Dschuha, Jeha, Giufa, Gehan): Eine Figur unterschiedlicher Anekdoten; angeblich stammt sie aus Südanatolien des 13./14. Jahrhunderts. Seine humoristischen, derben, philosophisch angehauchten Geschichten werden seit Jahrhunderten weitererzählt, von Griechenland bis zu den nordafrikanischen Berbern.

Beton und deutsche Burgen und die Luftschlösser des Südens

Von Alexander Sancho-Rauschel

Leicht und luftig lebt, oder besser schwebt der Südländer dahin, den Kopf in den Wolken, tänzelnden Schrittes voll sinnlicher Lebenslust – hingegen schwerfällig vor sich hin brütend, über das Schicksal, die europäischen Kapitalmärkte und das Waldsterben sinnierend stapft der Deutsche durch die Gegend.

Klingt nach Klischee? Oh ja, aber nach einem, das mir so häufig begegnet, dass ich schon sehr aufpassen muss, mich ihm nicht blindlings an den simplen und umso verführerischeren Hals zu werfen.

Und wenn doch was dran sein sollte? Dann muss ich darauf achten, keine Schlagseite zu bekommen. Als halber Deutscher und halber Südländer laufe ich Gefahr, glattweg zur Seite wegzukippen – oder plötzlich

vornüber zu fallen. Dann kann ich nur darauf hoffen, auf den weichen Waldboden eines romantischen deutschen Eichenwaldes zu fallen, und nicht auf den betonharten Belag einer solide für die Ewigkeit asphaltierten Autobahn.

Keine Frage: Schwere wird im Deutschen schnell mit Tiefe verbunden, diese wiederum mit Tiefgang, also Niveau. Den Dingen *auf den Grund gehen*, in der Tiefe schürfen, das ist auf Deutsch allemal besser, als sich als ein leichtlebiger *Luftikus* zu erweisen, ein Schaumschläger und Windbeutel, ein flatterhaft-verantwortungsloser *Bruder Leichtfuß*, der luftige Traumschlösser baut, statt in guter teutonischer Tradition seine Burg auf festen Grund zu setzen. Wagners Rheingold schlummert in den Tiefen des deutschesten aller Flüsse, in Grimms Märchen geht es regelmäßig nach unten: in dunkle

Wälder und Burgverliese, und vor allem unter die Erde, in Höhlen, Gänge und herab zu Zwergen und Trollen - und selten in luftige Höhen, um beflügelt durch einen sonnigen Sommerhimmel zu flattern.

Ist dieses Land wirklich so ernst? Und damit unwitzig? Oder wird der deutsche Humor nur deshalb außerhalb der Landesgrenzen nicht wahrgenommen, weil er als nicht exportierbar gilt (trotz Lorient)? Aber, Hand aufs Herz: Waren Al Bundy oder Mr. Bean wirklich witziger als »Bully« Herbig oder Heinz Ehrhardt? Ich werde den Verdacht nicht los, dass der mangelnde deutsche Humorexport primär an der Sprachbarriere scheitert – da haben britische und US-amerikanische Comedians es schlichtweg einfacher. Vor allem Wortwitz ist eben nicht übersetzbar. Finnische, griechische oder baski-

sche Humorschafter haben übrigens das gleiche Problem.

Sind des Deutschen liebste Musikgenüsse, Schlager, Volksmusik und Stadionhymnen wirklich ein Beleg für Tiefgang?

Und bringen die Hauptstädter aus der Partymetropole Berlin, die rheinischen *Frohnaturen* aus Köln oder die badisch-leichtlebigen *Gelbfüßler* mit ihrer Liebe zu kulinarischen Genüssen und offenen Straencafés nicht ganz schön viel Aufwind unter die teutonische Kutte – damit sich der deutsche Michel zumindest ein paar DIN-geeichte und TÜV-geprüfte Zentimeter vom Asphaltboden erhebt?

All das macht meinen deutschen Erbeiluftig genug, um Schlagseite zu verhindern – entgegen allen Klischees klappt es mit der Balance ganz gut.

Hinter dem Mond

Theaterpremiere des Interkulturellen Theaters

Sind die Ankömmlinge nicht komisch? Das Erste, wonach sie nach langer Flucht fragen, sind die Bühnen. Der Mond ist für sie nur ein Himmelskörper. Doch sind die Einheimischen nicht komisch? Sie müssen immer singen, sie leben in Einklang mit der Natur, mit dem Mond und – mit Hühnern. Die beiden Gruppen

bewegen sich unterschiedlich, sprechen anders, haben verschiedene Rituale. Die Ankömmlinge dürfen bleiben, aber beide Seiten wollen voneinander nichts wissen. Außer Romeo und Julia, die trotz Empörung von beiden Seiten anfangen miteinander zu flirten ...

Mit Pantomime, Tanz, Gesang und Wort zeigen Darsteller*innen aus neun

Nationen diese poetische Parabel.

■ Fr., 27. 9. und Sa., 28. 9. 2019, 20 Uhr, Waldorfschule Freiburg-St. Georgen, Bergiselstraße 11, mit dem Ensemble der Theatergruppe XENOPHOBIA; Regie/Dramaturgie: Monika Hermann; Pantomime/Tanz: Myriell Hermann, Clemens Schaub; Musik/Komposition: Ofek Balisha, Tel Aviv
► Weitere Infos und Tickets (10/5 Euro): www.interkulturelles-theater.de



Verbindendes zwischen zwei Kontinenten
Foto: Murat Küçük

Von Murat Küçük

Vor 23 Jahren hatte ich plötzlich eine deutsche Freundin inmitten Istanbuls. Der Bosphorus in vollem Licht und wir waren Hand in Hand unterwegs. Während der zweiten UN-Konferenz über menschliche Siedlungen in Istanbul. Das offizielle Programm interessierte uns nicht unbedingt, aber die NGO-Stände in

Taşkışla's kühlen Galerien zu besuchen und durch gepflegte Gärten im conference valley zu spazieren, war

wunderschön. Es war die schönste Zeit meines Lebens.

Dass meine Freundin aus einer anderen Kultur kommt, war mir klar. Wir beide waren neugierig, offen und respektvoll miteinander. Das Anderssein hatte unsere höchste Wertschätzung.

Anfangs war ich ziemlich schüchtern und sehr diskret darin, mein Interesse an ihr zu zeigen. Sie wohnte damals auf der europäischen Seite der Stadt, ich auf der asiatischen. Ich habe sie auf der Arbeit besucht. Irgendwann lud sie mich zu sich nach Hause ein. Bis Mitternacht unterhielten wir uns über dies und das. Aber ich musste die letzte Fähre erreichen und als ich mich verabschiedete, sagte ich endlich beiläufig: »Ich würde dich gerne näher kennenlernen.«

»Ja«, hat sie gesagt.

Das war für mich eine klare Antwort. Mit großer Freude bin ich zur Fähre gerannt. Nachher hat sie mir erzählt, sie wusste nicht genau, was dieser Wunsch bedeutete: »sich näher kennenlernen.«

Zwei Tage später trafen wir uns wieder. Dieses Mal kam sie zu mir, auf die asiatische Seite. Begrüßung mit Wangenkuss, Tee trinken in

Interkontinentales Flirten

einem Café, Spaziergang auf der Kadıköy-Promenade und ... irgendwann hielt ich ihre Hand. Dann war es auch für sie klar.

Sie war auf jeden Fall direkter als ich, sagte offen was sie dachte, das war für mich eine rein deutsche Eigenschaft. Respektvoll, aber direkt. So habe ich von Tag zu Tag mehr bemerkt, wie verschieden unsere Verhaltensmuster waren. Ich habe versucht ihre Kultur zu verstehen und irgendwann auch meinen Eltern davon erzählt. Klar! Flirten war nicht so sehr eine persönliche Sache in der Türkei. In den 90er Jahren überhaupt nicht. Man musste alles entweder von der Familie verheimlichen oder irgendwie klären. Es gab lustige und wenig lustige Situationen, Deutungen, Missverständnisse. Ich war damals naiv und überzeugt davon, dass meine Eltern durch die vielen Hollywood-Filme sicher bereit dazu waren und verstehen würden, dass ihr Sohn auch ohne Heirat mit einer Frau zusammen sein dürfte. Gesellschaften ändern sich, oder?

Vielleicht hat sie Recht, wer weiß? Wir halten immer noch nicht Händchen, wenn meine Eltern dabei sind. Aber gut, in jeder Gesellschaft gibt es Verhaltensmuster, wenn es ums Flirten geht. Zum Beispiel zeigen auch in Japan Paare ihre Zuneigung niemals in der Öffentlichkeit. Und wie ist das in anderen Ländern? In Brasilien, in Russland? Die Liste ist lang. Wichtig ist, dass man keine Stereotypen dazu entwickelt. Dem Anderssein Raum geben ist das Beste, was wir für uns und unsere Beziehungen tun können. Beobachten und versuchen die Zusammenhänge herauszufinden ist aber erlaubt. Das kann man doch locker in den Flirtprozess integrieren und amüsiert den geliebten Menschen immer wieder neu entdecken.

Das war natürlich nicht der Fall. Eltern, Verwandte ... davon sind wir mehr oder weniger immer

Wie zwei Schmetterlinge

nicht am Alter. Man hat dort mehr Freude an Kon- tak-

ihnen zu, und ein *Nein* gehört dazu, deshalb verlieren sie keinen Zacken aus der Krone. In Deutschland ist das eine Kränkung für den Mann.

Christine: Aber denkt an *MeToo*: Ein Nein ist ein Nein! Und dieses altmodische Getue, noch aus der Generation meiner Großeltern – und ich bin die älteste hier in der Gruppe: Wenn eine Frau *Nein* sagt, meint sie *Vielleicht* und wenn sie *Ja* sagt, ist sie keine Dame – das ist ja wirklich 19. Jahrhundert.

Anna: Der schönste Flirt ist der natürlichste, wo es keine Planung gibt. Ich komme aus Österreich und als ich in Berlin lebte, merkte ich, dass es in Österreich mehr noch dieses Denken gibt, dass die Frau sich hübsch macht. In Berlin habe ich etwas anderes entdeckt: Die Frau macht den ersten Schritt, sie muss sich nicht schminken ... Der Mann schminkt sich nicht, der flirtet auch und kriegt es irgendwie hin.

Serap: Ein gewisses Zurückhalten gehört beim Flirten dazu. Wie zwei Schmetterlinge: Einer fliegt dem anderen hinterher, und wenn er auf- gibt, fliegt ein anderer ihm hinterher. Hat mit Spiel zu tun. Sonst gibt es keinen Flirt. Und es geht nicht um den ersten Schritt, sondern um die meisten Schritte – der Mann soll sich doch mehr bemühen als ich.

Anette: Menschen aus vielen anderen Kulturen können besser spielen als wir, haben mehr Humor. Ich bin schon eine ältere Frau, aber es liegt

ten, an Smalltalk und ich kann gut drauf reagieren, es ist wie Pingpong. Selbst wenn man die Sprache nicht beherrscht und nicht tiefer gehen kann, Herzlichkeit und Humor gehen. Dafür braucht man nicht zehn Jahre eine Sprache lernen.

■ Um eine offene Gesprächsatmosphäre zu gewährleisten, wurden die Namen von der Redaktion geändert.



Von Denise Nashiba

Leichtigkeit und Flirten ist nicht gerade etwas, das man normalerweise mit Japan verbindet. Wer gerne alte Samurai-Filme schaut, verbindet mit dem Land der aufgehenden Sonne eher Melodramen und aufgeschlitzte Bäuche.

Selbst heute, möchte man den westlichen Mainstreammedien glauben, scheint der japanische Alltag eher von Stress, Frustration und Karoshi (Tod durch Überarbeitung) geprägt zu sein. Doch wer hier länger lebt, wird ab einem bestimmten Punkt auf die unterschwellig wabernde *Flirtkultur* treffen. Das ab und an harmlose *Schäkern* am Arbeitsplatz fügt seinen Teil zur angenehmen und entspannten Gruppendynamik bei. Nette Worte über die Kleidung, zum neuen

Flirten auf Japanisch

Haarschnitt oder zum Gewichtsverlust mit herzhaftem Lachen ... auch zwischen den Geschlechtern.

Beim monatlichen Beisammensitzen nach der Arbeit ist es wichtig, über zwanglose Konversation eine Atmosphäre zu schaffen, bei der man über alles sprechen kann – auch mit dem Vorgesetzten. Selbst sexuelle Themen finden da bei manchen Gruppen ihren Platz – »Schuld daran« ist ja der Alkohol ...

Was jedoch internationales Flirten in Japan anbelangt, ist dies bekanntlich eher schwieriger. Selbst beim passionierten Urlaubsflirt auf Mallorca endet die Zusammenkunft meistens mit »unüberbrückbaren Missverständnissen«. Addiert man hier noch einige tausende Kilometer und die Sprachbarriere dazu, ist das Kultur-Chaos vorprogrammiert. Nimmt man am Anfang allen Mut zusammen, wirkt das Gespräch dann doch oft steif, als verstünde einen der andere nicht, und man hat das Gefühl, dass sich die

Person gegenüber ziemlich unwohl bei der Sache fühlt – von wegen Leichtigkeit.

Woran mag das liegen? Deutsche gehen beim Flirten gerne aufs Ganze, selbst wenn der jeweils andere einem völlig unbekannt ist. Auch Körperkontakt ist in vielen Fällen Teil der nonverbalen Flirt-Kommunikation. Dies wirkt in Japan eher einschüchternd. Geflirtet

wird oft mit Personen, die man bereits kennt, oder in einem eher privaten Rahmen. Überschwängliches Loben klingt von einem Unbekannten wie Hohn, und Körperkontakt zwischen den Geschlechtern gehört ins Schlafzimmer. Alles in allem wird deshalb der Rückzug angestrebt. Für jeden, der sich in die leichte japanische *Flirtkultur* einleben möchte, heißt es deshalb, die Hände bei sich zu behalten, Geduld zu bewahren, sich nicht zu energisch in die Situation hineinzusteigern; dann klappt es – vielleicht ...

■ Denise Nashiba ist Freiburgerin, studierte Japanologie, arbeitete in Tokio, hat einige Jahre mit ihrem japanischen Mann in Deutschland gelebt, und ist wegen einer spannenden Arbeit wieder nach Tokio umgezogen. Sie war Redaktionsmitglied und schreibt auch von Japan aus für die *InZeitung*.



Die leichte japanische Flirtkultur
Foto: kwasibanane

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Wie geht das heutzutage mit dem Offline-Flirten? Darüber spricht die Truppe des interkulturellen Theaters, die sich gerade mit dem Thema Liebe für ihr neues Stück beschäftigt.

Serap: Meine Eltern kommen aus der Türkei, ich bin in Deutschland geboren, mit einem Deutschen verheiratet. Als ich sehr jung in eine Disco ging, merkte ich: Türkische Jungs verhalten sich anders als Deutsche, gehen aktiver auf Frauen zu. Frauen müssen nicht viel machen, nur grünes Licht geben. Das ist bei deutschen Jungs nicht so, du lächelst ihn an und noch mal und noch mal ... Ich war irritiert: Was soll ich jetzt machen, muss man da jetzt auf seinem Schoß landen?

Babou: Ich komme aus Gambia, aus einem kleinen Dorf, bin Ende 2014 nach Deutschland geflüchtet. Jetzt habe ich mehr deutsche Bekannte als Gambianer und bin mit einer Deutschen verheiratet. Aber am Anfang war es schwer mit den Kontakten. Bei uns ist es so: Egal, wo ich hingehe, auch wenn ich keine Menschen kenne, grüße ich, setze mich dazu und wir sprechen, als ob wir Bekannte wären. Hier ist es ganz anders, aber wenn ich Freundlichkeit im Blick einer Frau bemerke, grüße ich sie. Vielleicht redet sie mit mir, und da fangen wir an ... Vielleicht geht Flirten nicht, aber es gibt ein gutes Gefühl, eine Begegnung.

Anabel: Früher war es für mich als deutsche Frau komisch und unangenehm, wenn jemand Fremdes mich begrüßt, mit mir 20 Meter

läuft, nach der Telefonnummer fragt. Seit ich zwei Monate in Afrika war, macht es mir nichts mehr aus, weil ich dort bemerkt habe, dass es gar nicht böse gemeint ist. Jetzt habe ich mehr Verständnis dafür, wenn mich ein Afrikaner anspricht, ich rede kurz mit ihm, dann sage ich: Jetzt muss ich woanders hin.

Babou: Viele Frauen bei uns sagen erst nein, aber wenn du weiter redest, reden sie meistens mit dir. So gar hier. Einmal tanzte ich in einem Club mit einer Frau, dann hat ihre Freundin sie von mir weggezogen. Später haben wir draußen geraucht, und ich fragte diese Freundin, wieso sie das tat? Wir haben nur getanz, ich bin verheiratet und wollte nichts von der Frau. Sie sagte, sie hörte von Zwischenfällen, man muss aufpassen. Ja, sagte ich, es gibt auch solche, überall gibt es Gute und Schlechte. Und ich habe mit ihr freundschaftlichen Kontakt bis jetzt.

Kala: Als ich längere Zeit in Chile war, war ich von der körperlichen Nähe überfordert. Dort ist es ganz normal freundschaftlich Hand in Hand zu laufen, das ist nichts Sexuelles. Ich wurde auch gefragt: »Kala, wie sind deutsche Männer?« Oder eine philippinische Freundin fragte konkret: »Soll ich ihn anrufen? Er meldet sich nicht.« »Ja, er wird sich voll freuen!« – Es war klar, er hatte Interesse. »Aber bei einem philippinischen Mann ist es vorbei, wenn ich anrufe ...« Jetzt sind sie verheiratet und haben ein Kind.

Serap: Deutsche Männer haben einfach Angst, ein *Nein* zu hören. Türkische oder südländische Männer umwerben Frauen, das steht

Taschen erzählen

Frauengeschichten zum Auspacken

Von Myriam Alvarez

Die Geschichte der Frauentasche stammt wahrscheinlich aus der Zeit, in der die Frau Sammlerin war. Form, Material, Farbe und Stile haben sich im Laufe der Zeit entwickelt. Aber es ist unbestreitbar, dass sie eine wichtige Rolle im Leben der Frauen gespielt hat und weiterhin spielt. Frauentaschen beinhalten die wichtigsten Dinge, um das Haus verlassen zu können. Dinge, die uns täglich begleiten.

In einer Sammlung, die bis jetzt aus fast 35 Frauentaschen besteht und bis Oktober 60 Taschen zählen wird, werden die Besucher Objekte entdecken, die das Leben der Frauen begleitet haben und ihre Geschichten erzählen. In jeder Tasche wurde ein kleines Museum angelegt. Durch Texte, Fotos, Musik und Objekte erzählen die Taschen die Geschichten von ihren Besitzerinnen, Freundinnen, Großmüttern, Müttern, Schwestern, Töchtern und aus deren Leben.

Frauen von unterschiedlichen Kontinenten erzählen Geschichten über verschiedene Themen, über politische Partizipation, über Mutterschaft, über ungleiche Behandlung bei ihrer Arbeit oder über ihre Schwierigkeiten im Alltag, über Krieg, Veränderungen in der Gesellschaft, die unmittelbar das Leben der Frauen beeinflusst haben. Witwen mit Kindern oder ohne Kinder, verheiratet oder nicht, jung und sehr alt – eine große Vielfalt an Frauenleben ist in den Taschen zu entdecken. In manchen geht es um Körpererfahrungen, Geschlechterrollen, um Einschränkungen im Beruf. Migration, Rassismus und Kolonialismus im Leben der Teilnehmerinnen dieser Kunst-Aktion werden aufgezeigt. Und dann blinken auch Dinge auf, die mit dem Geschmack des Lebens zu tun haben: Sinnlichkeit, Schönheit, Liebe, Tanzen, Poesie, Religion, Lust, Wut und Trauer.

Die Taschen werden im Oktober als eine große Kunstinstallation auf dem Adelhauser Klosterplatz zum Anschauen und Anfassen ausgestellt. Viele Kunstaktionen und Performances kommen dazu. Im Anschluss werden die Installationen und die Taschen in der Künstlerwerkstatt L6, Lameystraße 6, bis in den November hinein ausgestellt.

► Infos zu Kunstaktionen und Begleitprogramm vom 18.–20. Oktober: www.femwerkstatt.de
► Blog: www.femwerkstatt.de/taschen-blog



Taschen
Fotos: Femwerkstatt

Toxische Männlichkeit

Keine migrantische Spezialität

Von Marie Gippert

Eine Freundin wartet auf die U-Bahn. Während sie etwas auf dem Handy nachschaut, wird sie von einem Unbekannten angesprochen: Was es denn da so Wichtiges gäbe, und dass er ihr stattdessen gerne seine Handynummer geben könne. Als sie ablehnt, erwidert er, dass sie wissen solle, dass in diesem Viertel die AfD regieren würde.

An einem anderen Abend komme ich mit einer Freundin aus dem Kino, als uns ein betrunkenen älterer Mann anspricht: »Na, ihr süßen Babys?« Als wir schnell an ihm vorbei gehen, ruft er uns wütend hinterher: »Geht doch zurück in die Türkei.«

Während die AfD vor gewalttätigen fremden Männern warnt, ist für sie eigenes sexistisches und belästigendes Verhalten legitim; eine Mischung aus sexistischen und rassistischen Vorstellungen, die in verschiedenen Formen weit über die Kreise der AfD hinausgeht. Obwohl in Deutschland jeden dritten Tag eine Frau von ihrem (Ex-)Partner ermordet wird, sind Femizide kaum sichtbar oder werden als »Familientragödie« umgedeutet: Die mediale Aufmerksamkeit ist nur dann groß, wenn die Frau aus Deutschland und der Mann migrantisch ist.

Eine Freundin ist neben ihrem Studium Barkeeperin. Sie mag die Arbeit, doch es gibt viel Belästigung. Ein Stammgast zuletzt: »Du bist heute so gefühlvoll, gar nicht so reizbar und abweisend, wie wenn du deine Tage hast. Ich finde das total anziehend.« Sie hatte ihre Tage, doch das geht ihn nichts an. Sexistische Kommentare sind für ihre Kollegen kein Grund, ihn oder andere Gäste zurecht zu weisen und sie und andere Kolleginnen zu unterstützen.

Seit #metoo ist immer wieder zu hören: Man(n) weiß ja nicht mehr, wie man flirtet soll! Dabei stellt sich die Frage, ob diejenigen, die es plötzlich

nicht mehr zu wissen glauben, es wohl je wussten.

Wir sind in Halle. Es ist Himmelfahrt und nur ein Platz im Zentrum ist belebt. Zwischen Menschen, die in der Sonne schlendern und Eis essen, treffen wir auf einen Bollerwagen mit einer Gruppe von Männern. Sie reißen Sprüche, grölen und prosen sich zu. Mein türkischer Freund fragt erstaunt, was das sei. Als ich erkläre, dass einige Männer diesen Tag als Vater- oder Männertag feiern, denkt er, ich würde scherzen.

In der Türkei gibt es keinen Männertag. Mutter- und Vatertag sind dort Tage zur Würdigung der Eltern mit Geschenken.

Und es gibt den Frauentag. Allein in Istanbul demonstrieren am 8. März jährlich Zehntausende. Nicht, dass patriarchale Strukturen dort schwächer sind, doch als die stärkste soziale Bewegung ist die feministische Bewegung einflussreich. Ideen kursieren über soziale Medien, über Proteste und den Austausch zwischen Bewegungen und Individuen.

Eine Freundin aus Istanbul erzählt von ihrem Freund. Er ist Grafikdesigner und unterstützt feministische Demos, z. B. indem er Ideen des feministischen Kollektivs für Flyer visualisiert und, auf Wunsch, einen Workshop anbietet. Er ist Pro-Feminist: nicht selbst direkt von den diskriminierenden Strukturen betroffen, aber solidarisch.

Männer gegen »toxische Männlichkeit« gibt es dort viele. Als New Wave bezeichnet sich die Gruppe von Menschen, die in den letzten Jahren aus der Türkei nach Deutschland migriert sind. Dazu gehören viele regimiekritische Akademiker*innen, Journalist*innen, Künstler*innen, Studierende. Mitgekommen sind viele kritische Gedanken und Ideen, auch feministische. Gegründet hat sich eine feministische Initiative, zahlreiche queer-feministische Veranstaltungen werden organisiert und Ideen weitergegeben, auch von Pro-Feministen.

Mensabrunnen

Tanzen mit Freude und Sorglosigkeit

Von Laura Biolchini

Wer Anfang des letzten Jahrhunderts an der Ecke Rempart- und Werthmannstraße vorbei ging, sah noch einen runden Brunnen mit den Skulpturen von drei Buben, auf der Spitze eines Steinhaufens. Heute sind die Skulpturen leider nicht mehr da und was einen Brunnen ausmacht, nämlich Wasser, gibt es hier ebenfalls nicht mehr. Der Mensabrunnen ist ein typisches Beispiel dafür, wie die Fantasie der Menschen die öffentlichen Räume, die ihren ursprünglichen Zweck verloren haben, neu erfinden kann.

Wir sind dort an einem kühlen Sonntagabend, es ist 20 Uhr, die Sonne erhellt noch den kleinen Park und ein romantisches Lied schwingt in der Luft. Die ersten Paare übernehmen die Tanzfläche, und ich werde sofort aufgefordert. Aber ich kenne diese luftige Choreografie gar nicht ...

Seit Jahren hat sich dieser runde Platz in eine Tanzfläche verwandelt

und die Freiburger scheinen nicht mehr darauf verzichten zu wollen. Ob Tango, Bachata, Salsa, Kizomba oder Lindy Hop, hier wird alles getanzt, was Geist und Körper brauchen, man sollte nur den richtigen Abend aussuchen.

Ich komme mit einer Frau, die gerade die Fläche verlassen hat, ins Gespräch. Angelika wohnt außerhalb Freiburgs und ist heute zum ersten Mal am Mensabrunnen: »Ich habe oft davon gehört und ich tanze sehr gerne Salsa, aber ich konnte bis heute nicht kommen, weil ich ein Kind habe. Jetzt bin ich extra nach Freiburg gefahren, weil ich heute frei habe und ich etwas erleben wollte an so einem schönen Abend. Ich werde auf jeden Fall wieder kommen! Hier finde ich alles so unkompliziert, das ist ein typisches Freiburger Lebensgefühl; viele haben auch mal auf der Blauen Brücke Tango getanzt, das war auch toll, und hier ist es irgendwie ähnlich.«

Angelika wünschte sich ein noch gemischteres Publikum, mehr ältere Leute. Wir finden aber, es ist schon jetzt eine bunte Mischung: Nicht nur vom Alter her, sondern auch durch die unter-

schiedlichen Nationalitäten, die soziale Herkunft, durch Stil und Kleidung. Plaudernd, schauend, tanzend genießen alle die unbeschwertere Stimmung.

»Ich tanze im Sommer sehr oft hier am Brunnen. Die vielen Studenten machen eine gute Stimmung, viele waren schon mal in Südamerika und kennen die Musik, sie können mit Lust tanzen«, sagt Samuel, für den es hier fast wie zuhause in Lima ist. »Bei uns wird auf der Straße getanzt, es ist normal, man tanzt freier, lernt es auf der Straße. Aber hier in Europa müssen die Leute Kurse besuchen, um die Schritte zu begreifen. In Freiburg gibt es mehrere Möglichkeiten das zu machen, aber hier ist alles ganz frei, kostenlos, du kommst vorbei, sitzt einfach auf der Wiese, guckst ein bisschen und schaut, was passiert.«

Dank dieser Vielfalt und des Austauschs ist der Tanzbrunnen überhaupt entstanden. Einer der Mit-Gründer Roberto Lopez ist mindestens dreimal in der Woche mit dabei. Vor sieben Jahren hat er angefangen: »Ich wollte etwas für die Kultur machen.« Es wurde hier damals schon Tango getanzt, doch mit wenigen Leuten. Roberto kommt aus Kap Verde, von dort stammt der Tanz Kizomba, den er jetzt auch in einer Tanzschule lehrt. Seine Familie ist eine Mischung verschiedener Abstammungen und wohnt auf der ganzen

Welt verstreut. Der Tanzbrunnen ist für ihn ein Weg, Freiburger in seine multikulturelle Welt zu integrieren: »Am Anfang in Deutschland war es schwer. Während meiner Elektriker-Ausbildung fühlte ich mich isoliert, drei Jahre ganz allein. Dann habe ich mir gedacht, wieso nicht anderen beibringen, wie man miteinander verbunden sein kann?« Damit verdient er kein Geld, im Gegenteil: Es wird viel ausgegeben für Strom, Batterien, für die Boxen, den Computer, und dann für die Zeit, nicht nur vorzubereiten, sondern den Brunnen nachher zu kehren. Aber es lohnt sich für ihn, für den Spaß, für die Freude, und um die Stadt freier zu machen, »dass die Leute nicht mehr denken ›der ist schwarz, und damit Menschen ausgrenzen so wie mich damals. Dieser Brunnen kann auch diese Stadt ändern, das hat er schon, und das ist mein Ziel.«

Fahrradfahrer bremsen, um sich das anzuschauen, Touristen fotografieren, die Tanzenden merken es nicht im Rausch des Rhythmus und der Musik ... Nächstes Mal gehe ich auch wieder hierher zum Tanzen! Und die Choreografie - die lerne ich sicher schnell!

■ Montag: Salsa ■ Dienstag: Lindy Hop
■ Mittwoch: Forró ■ Donnerstag: Tango
■ Freitag: Kizomba ■ Samstag/Sonntag: gemischt



Der Tanzbrunnen, das ist ein typisches Freiburger Lebensgefühl Foto: kwasibanane

Europa erleben

Vernetzung durch das Erasmus-Programm

Von Julian Bindi

»Wenn man interessiert ist, gerne reist und neue Kulturen kennen lernen möchte, dann findet man beim Erasmus Leute, denen es genauso geht«, sagt Lena Fischer. Sie ist Medizinstudentin an der Universität Freiburg und war ein Jahr lang in Prag.

Vor 32 Jahren wurde das Erasmus-Stipendien-Programm von der Europäischen Union ins Leben gerufen und es ermöglicht mittlerweile den Austausch zwischen 34 Ländern. Es verweist dadurch auf ein Europa, das über die politische EU und deren Mitgliedsstaaten hinausgeht und sich für die Idee Europa einsetzt. Ein erlebbares Europa, das durch Erasmus neue Formen der Mobilität und der Vereinigung bietet. Im Jahr 1987 war die Zahl der Teilnehmenden in Freiburg mit 10 Personen im Jahr noch überschaubar. Seitdem ist die Zahl auf etwa 700 Personen gestiegen.

»Es ist etwas anderes, wenn man mal für ein Wochenende ins Ausland fährt und Spaß hat. Im Erasmus muss ich eine Wohnung suchen, mich mit dem Studiensystem auseinandersetzen, ich muss vor Ort überleben.«, sagt Christian Jäger, Leiter des EU-Büros in Freiburg. Herr Jäger steht im Austausch mit den Partneruniversitäten und

mit denjenigen, die sich für einen Erasmus-Aufenthalt interessieren: Studierende, Doktoranden, Lehrende, Mitarbeitende und Auszubildende. Auch das Feedback und der Kontakt zu diesen Menschen danach sind ihm wichtig. Die Rückkehrer haben bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und könnten sich eher vorstellen, später im Ausland zu arbeiten, wie Statistiken des EU Büros zeigen. Die teilnehmenden Universitäten profitieren von dem fachlichen und persönlichen Austausch.

»Auch in



▲ Eine Million Erasmus-Babys. Ein Beitrag zur europäischen Vereinigung. Grafik: kwasibanane

der Persönlichkeitsentwicklung der Erasmus-Studierenden sehe ich einen Vorteil des Programms. Ich habe den Eindruck, dass die Menschen verändert durch die Erfahrung von Fremdheit aus dem Ausland zurückkommen«, meint Jäger.

Zusammen in der Fremde zu sein kann verbinden, das zeigen die Erfahrungen der Studierenden: Oft ist dabei die Rede von der Erasmus-Blase, einem sozialen Umfeld von Menschen, die sich alle durch den Austausch kennen gelernt haben, miteinander englisch sprechen, aber wenig Kontakt zu den Einheimischen haben. Hierbei handelt es sich um eine typische Erfahrung, die

Migranten – und um solche handelt es sich auch bei Erasmus-Studierenden – in einem fremden Umfeld häufig machen. Der Kontakt ist auf die Menschen beschränkt, die in einer ähnlichen Situation sind. Für Karlin Schumacher, Studentin der Kulturanthropologie und Skandinavistik in Freiburg, ist das ein Nachteil. Sie wollte in Norwegen vor allem ihre Sprachkenntnisse verbessern, was schwierig werden kann, wenn der Kontakt zu Einheimischen fehlt. »Bei der Auslandsaufenthaltsfahrt wird man mehr als zu Hause mit der eigenen nationalen Identität, dem Deutschen, konfrontiert. Es ist eine der ersten Informationen, die man über sich preisgibt, wenn man auf eine internationale Gruppe trifft.«

Trotzdem gibt es etwas, das alle Studierenden verbindet und die Menschen als unausgesprochene Grundhaltung vor sich hertragen, so Herr Jäger. Dies kann als Europäische Identität verstanden werden, als Bereitschaft Europa kennenzulernen, von Europa persönlich zu profitieren und dadurch einen Beitrag zur europäischen Vereinigung zu leisten. Für eine ganze Erasmus-Generation sei es normal ins Ausland zu gehen und Unbekanntes zu erleben. Es gebe Erasmus-Studierende, deren Kinder Jahre später selbst ins Ausland gehen und somit für eine generationenübergreifende europäische Vernetzung stehen. Das schönste Beispiel dafür sind die eine Million Erasmus-Babys, die von 1987 bis 2014 aus Erasmus-Beziehungen hervorgegangen sind.

Neues Gesetz – alte Hürden

Von Laura Biolchini

Am 1. März 2020 tritt das neue Fachkräfteeinwanderungsgesetz in Kraft, seit vielen Jahren von Wirtschaftsverbänden und Industrie- und Handelskammern gefordert.

Es ist inzwischen bewiesen, dass sich der Mangel an Arbeitskräften in Deutschland in den kommenden Jahren weiter verschärfen wird*. Ziel des Gesetzes ist es, die Aufnahme von qualifizierten Arbeitskräften aus Staaten außerhalb der Europäischen Union in Deutschland zu erleichtern. Haben Bewerber einen in Deutschland anerkannten Bildungsabschluss bzw. Arbeitsvertrag, entfällt die so genannte Vorrangprüfung, die deutschen/EU-Bewerbern Vorrang gab. Wer noch keinen Vertrag hat, kann für sechs Monate nach Deutschland einreisen, um hier Arbeit zu suchen, die nicht unter

seinen Qualifikationen liegen darf. Deutschkenntnisse und Belege für den Selbstunterhalt für sich und Familienangehörige sind nachzuweisen.

Während die Mehrheit im Bundestag glaubt, dass Deutschland seit langem ein Einwanderungsland ist und daher moderne Gesetze benötigt, gehen die Meinungen über den Entwurf auseinander. Kritisiert wird der Entwurf der großen Koalition nicht nur von rechts. »Was sie mit ihrer Fachkräftestrategie aufbauen will, reißt sie mit ihrem Fachkräfteeinwanderungsgesetz direkt wieder ein. Denn dieses baut weitere Hürden auf statt ab. Um erfolgreich Arbeitskräfte zu gewinnen, muss Deutschland attraktivere Rahmenbedingungen als bisher anbieten«, so Kerstin Andreae (Die Grünen). Problematisch bleibt beispielweise die Anerkennung der Qualifikation, ein Drama für alle Qualifizierten, die nach Deutschland ziehen möchten.

Eine solidarische Zuwanderungspolitik fordert Susanne Ferschl (Die Linke), sie sieht aktuelle Jobvoraussetzungen und »miese Löhne« als sehr kritisch.

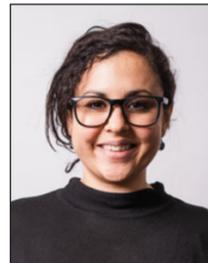
Und wie sieht es heute aus? Darüber erzählt Stanislav, der seit einem Jahr in Freiburg wohnt. In Serbien hat er als Radiologieassistent studiert und acht Jahre lang gearbeitet: für 350 Euro im Monat – das ist dort in seinem Beruf ein übliches Gehalt. Davon konnte er ohne Familienunterstützung in Serbien nicht leben. Zum Glück brauchte er kein Visum, weil er einen kroatischen Pass hat. Mit einem Serbischen hätte er noch viel länger warten müssen als diese zwei Jahre, in denen er sich mit unendlichen Einreichungen der Papiere beschäftigte. Den fehlenden Sprachkurs absolvierte er schon in Deutschland, parallel zu seiner Arbeit als MTRA bei der Uniklinik.

Erst dann konnte er die Anerkennung beantragen. Nach zwei Monaten kam die Antwort: 1500 Stunden, mehr als ein Jahr noch, hätte er die Ausbil-

dung fortsetzen müssen, um arbeiten zu dürfen. »Das Problem war, dass es in meinem Studium Mathematik, Physik und Englisch nicht gab, weil man dies in Serbien die Jahre zuvor in der Schule lernt. Ich sollte alles wiederholen«, erzählt Stanislav. Er hatte jedoch schon eine Arbeit und wollte sie nicht aufgeben. Zum Glück intervenierte sein Chef für ihn beim Regierungspräsidium Stuttgart. Am Ende sollte Stanislav ein sechsmonatiges Praktikum absolvieren und wenige Stunden die Schule besuchen, um einige Fächer nachzuholen.

Alles wurde von der Uniklinik bezahlt, Schule wie auch Gehalt. Er ist sehr dankbar. Jetzt wartet er auf seine Anerkennung, um endlich ohne Sorgen weiter arbeiten zu können.

* Im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung: »Zuwanderung und Digitalisierung: Wie viel Migration aus Drittstaaten benötigt der deutsche Arbeitsmarkt künftig?« – Johann Fuchs (IAB), Alexander Kubis (IAB) und Lutz Schneider (Hochschule Coburg)



◀ Maria del Mar Mena Aragon
Foto: Colin Derks

Das Gespräch führte Maria Scheller

Sie haben einen sogenannten Migrationshinter-

grund. Was hat ihrer Meinung nach Migration mit Urbanität zu tun, auch in Bezug auf Freiburg?

Ich würde behaupten, dass mein Migrationshintergrund fast keine Rolle spielt. Ich beherrsche die Sprache sehr gut, bin in Deutschland in den Kindergarten und zur Grundschule gegangen und war auch in Costa Rica auf der deutschen Schule: Ich hatte hier immer das Gefühl, dazuzugehören. Diskriminierung habe ich zum Glück nie erlebt. Auch in meiner politischen

Funktion spielt es keine Rolle, weil ich mich als Freiburgerin sehe – eine Freiburgerin, die eben so oft es geht in den Ferien nach Costa Rica fährt und in zwei Ländern und Kulturen zuhause ist. Dennoch schärft mein sogenannter Migrationshintergrund meinen Blick: Ich bin freiwillig hier und weiß, wie schlimm es ist Heimweh zu haben, die Familie zu vermissen, die Kultur des anderen Landes zu vermissen – wie viel schwerer muss das erst für Menschen sein, die unter schlimmen Umständen hier hergekommen sind und dieses Heimweh sehr stark fühlen.

Doch über Urbanität kann ich tatsächlich aus meiner eigenen Migrationserfahrung berichten. Costa Rica ist ein Land, in dem in Fragen Urbanität und Stadtentwicklung in

InFrage

an Maria del Mar Mena Aragon

den letzten Jahren sehr viele Fehler gemacht wurden. In der Hauptstadt San José, wo ich gelebt habe, ist man auf ein Auto angewiesen. Dadurch sind die Straßen viel zu voll, viel zu überlastet. Freiräume wie Parks gibt es so gut wie keine mehr, Menschen sind kaum zu Fuß unterwegs. Als ich mit 19 Jahren aus Costa Rica nach Freiburg gezogen bin war diese Erfahrung, mich frei mit dem Fahrrad, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, zu Fuß bewegen zu können, mich an die belebte Dreisam zu setzen, eine der größten Bereicherungen, einer meiner größten Aha-Momente. In einer Stadt zu leben, in der das nicht möglich ist, würde mir jetzt sehr schwer fallen. Deswegen bin ich und sind wir von Urbanes Frei-

burg sehr für die Verkehrswende, für die Autofreie Innenstadt. Denn sie bedeutet ein plus an Lebensqualität für alle Bürger*innen in Freiburg. Dass ich mich morgens auf mein Fahrrad setzen kann und in acht Minuten bei der Arbeit bin, ist für mich ein Luxus, den man mit Geld nicht kaufen kann. Hier fahren manche Menschen ja selbst aus Schallstadt oder weiter weg mit dem Fahrrad zur Arbeit nach Freiburg, das geht hier. Meine Freunde und Familie in Costa Rica nehmen teilweise Arbeitswege von zwei bis drei Stunden pro Weg auf sich. Die Menschen stehen in ihrer Freizeit im Stau. Urbane Freiräume zu gestalten, das ist für mich keine Flokkel. Ich habe erlebt wie es anders ist – so möchte man nicht leben.

■ Maria del Mar Mena Aragon sitzt für Urbanes Freiburg im Stadtrat.

Radikal höflich gegen Rechtspopulismus

Das Gespräch führte Dominik Heißler

Ob es die Medien sind, die sowieso nur Fake News verbreiten; die Flüchtlinge, die über uns hereinbrechen wie eine Lawine; oder die da oben, die sich eh nicht für uns interessieren. Immer wieder tauchen rechtspopulistische Behauptungen wie diese auf, im Freundeskreis, in der Familie, auf der Straße. Was kann man da tun?

Darüber habe ich mit Philipp Steffan (PS) gesprochen. Der 30-jährige engagiert sich ehrenamtlich beim Verein Tadel verpflichtet und hat den Leitfadensag was! Radikal höflich gegen Rechtspopulismus argumentieren geschrieben. Es gibt leider keine pauschale Lösung, sagt er. Aber es gibt Tipps, wie man sich in solchen Situationen verhält. Wichtig ist, dem ganz klar zu widersprechen, was der andere sagt. Dem nicht auszuweichen – das nicht stehen zu lassen.

Warum ist das wichtig?

PS: Weil sich sonst die Grenze verschiebt, was man alles sagen kann. Das finde ich erschreckend: im Politischen, wie die AfD andere Parteien vor sich herschiebt und damit die, die tatsächlich Gesetze machen, beeinflusst. Und auch im Alltag – bei Freunden, mit der Familie, im Sportverein, an der Bushaltestelle – hört man immer öfter Dinge, die konkret andere Personengruppen diffamieren und ausgrenzen. Es ist wichtig, dem entgegenzuwirken, damit das nicht normal wird.

Hast du ein Beispiel für solche Verschiebungen?

PS: Wer Flüchtlingswelle sagt und dabei von einer Rechtsverletzung spricht, akzeptiert und motiviert, dass Menschen meinen, das Recht in die eigene Hand nehmen zu müssen – wie bei den Vorfällen in Chemnitz im Spätsommer 2018 passiert. Es ist also nicht weit hergeholt zu sagen, dass solche Vorfälle auch mit einer solchen sprachlichen Verschiebung zu tun haben.

Welche Tipps hast du noch?

PS: Man kann anbieten, zu einem späteren Zeitpunkt noch mal drauf zurückzukommen, je nach Situation. Wenn man dieses Gespräch dann führen kann, gibt es Tipps, die wir aufgestellt haben: nicht aggressiv sein, ruhig bleiben, durchatmen. Man soll Fragen stellen, damit die andere Person sich genauer erklären muss, um so herauszufinden: Was will die andere Person tatsächlich? Sind da rassistische Einstellungen? Oder gibt es andere Sorgen dahinter?

Aber lohnt sich das überhaupt, mit Rechten zu reden?

PS: Kommt drauf an. Wenn ich tiefe menschenfeindliche Ansichten finde, würde ich nicht mit Rechten reden. Aber ich glaube, das kann man nicht pauschalisieren. Es kommt auf die Ansichten der anderen Person an. Hat sie nur etwas aufgeschnappt und wiederholt das?

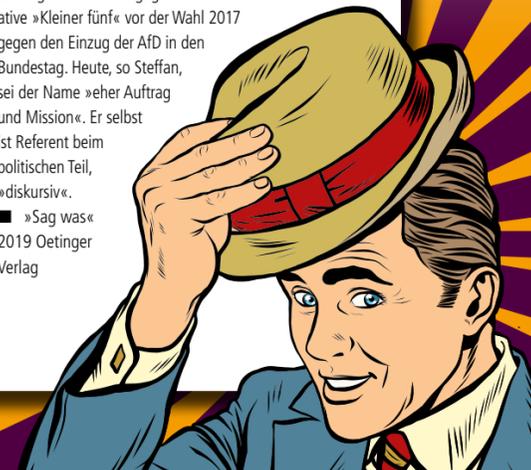
Also rede ich mit ihnen, um herauszufinden, was dahinter steckt?

PS: Genau. Oft geht es erstmal um typische Feindbilder des Rechtspopulismus: Medien, Eliten und Zugewanderte. Aber wenn man nachfragt, kommt man manchmal auch zu nachvollziehbaren sozialen Problemen. Dass die Rente nicht sicher ist, wusste schon mein Vater. Das jetzt mit zunehmender Zuwanderung zu erklären, ist absurd. Man muss versuchen, es zu trennen, aber nicht besserwiserisch, sondern: Hör mal, deine Sorge kann ich nachvollziehen. Und dann klar sagen: Aber der Zusammenhang zu Zuwanderung, den du da aufmachst, dem stimme ich nicht zu. Dann kommt man vielleicht weg von diesen großen Zusammenhängen und wird konkreter.

► www.tadelverpflichtet.de

■ Der Verein »Tadel verpflichtet« betreibt Kampagnen- und Bildungsarbeit und engagierte sich mit der Initiative »Kleiner fünf« vor der Wahl 2017 gegen den Einzug der AfD in den Bundestag. Heute, so Steffan, sei der Name »heher Auftrag und Mission«. Er selbst ist Referent beim politischen Teil, »diskursiv«.

■ »Sag was« 2019 Oetinger Verlag



Migrantinnen-Töchter erzählen

Wie großartig »migrantische« Mütter sind

Von Nathalie Windhab-Nickel

»Migration soll bei einem rauschen- den Fest gefeiert werden!« Zum Fest eingeladen haben die Autorinnen des Buches *Mama Superstar* Manik Chander und Melisa Manrique.

Melisa ist in Italien großgeworden und hat peruanische Eltern. Manik ist bei ihren indischen Eltern im Taunus aufgewachsen. Obwohl sowohl Melisa als auch Manik in Deutschland studieren, haben sie sich während eines Auslandssemesters in Mumbai getroffen. Und hier begann das Fest ganz klein. Melisa und Manik kämpften mit den Tücken, in einem fremden Land Fuß zu fassen und erinnern sich an den harten Neustart ihrer Mütter. Melisas Mutter hatte in Peru promoviert und war Rektorin an einem Gymnasium und auch Maniks Mutter war Lehrerin in Indien. Und in ihren neuen Ländern mussten sie von vorne beginnen und in der Altenpflege oder als Putzfrau arbeiten. »Da haben wir gedacht: Oh wow! Es braucht soviel Kraft und so viel Energie in ein fremdes Land zu gehen und nochmal von vorne anzufangen und dann obendrauf auch noch eine Familie

gründen, also Kinder großziehen. Das ist so eine krasse Leistung, die wir als Kinder gar nicht wertgeschätzt haben. Und da haben wir gesagt, das geht mal gar nicht. Das ist voll die Katastrophe, dass es so passierte, wie es passiert ist. Das müssen wir ändern. Wir schreiben ein Buch, in dem wir »migrantische« Mütter feiern, an dem wir zeigen, wie großartig »migrantische« Mütter sind. Und dazu ein Buch, das Kinder von »migrantischen« Frauen empowert, damit sie früher als wir stolz auf ihre Wurzeln sind«, erklärt Manik Chander. Die Idee für das Buch war geboren. Die beiden Autorinnen luden noch neun weitere »migrant kids« zum Fest ein und es entstanden elf Porträts über Mut, bedingungslose Liebe und kulturelle Vielfalt.

Jede*r fünfte Deutsche hat einen Migrationshintergrund. »Damit aus dem Nebeneinander ein Miteinander wird, müssen wir neugierig bleiben und zuhören«, so die Autorinnen von *Mama Superstar*. Sie haben die erste Auflage mit 5000 Stück selbstfinanziert und waren sehr überrascht, als die erste Auflage des Buches in wenigen Wochen

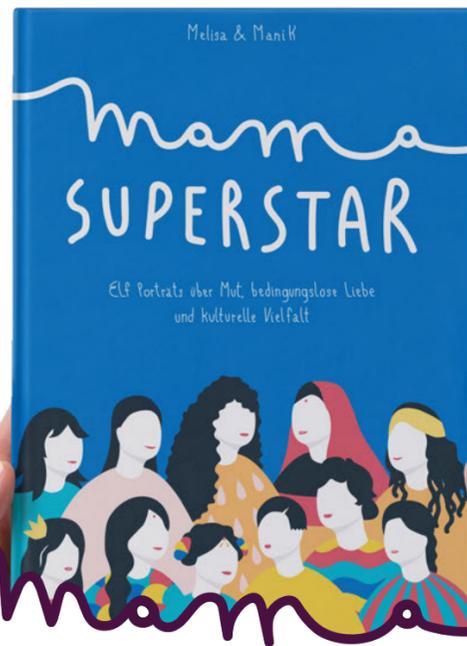
ausverkauft war und dass auch viele Menschen ohne Migrationshintergrund sich für das Buch begeisterten. »Sie kauften das Buch, weil sie mehr über die verschiedenen Kulturen in ihrem Umkreis erfahren wollten, um ein besseres Verständnis für Kulturvielfalt zu gewinnen und die Beweggründe hinter Migration zu verstehen.«

Dies ermutigte sie, das Fest weiter zu feiern. Die *Mama Superstar – Community Edition* soll die Geschichten von 100 *Migrant Moms* erzählen, die Veröffentlichung ist für Dezember 2019 angedacht.

Wer nicht so lange warten will, kann sich ab sofort die zweite verbesserte Auflage von *Mama Superstar* bestellen und sich über deutsche Traditionen wundern (denn irgendwie ist es schon komisch, Mandarinen in Schuhe zu stecken, oder?) und sich in den Irak und nach Indien entführen lassen.

- »Mama Superstar« 2. Auflage, Mentor Verlag Berlin, www.migrantmama.com
- 2. Platz beim »Deutschen Integrationspreis« der Hertie-Stiftung

◀ Buchschlag: Marta



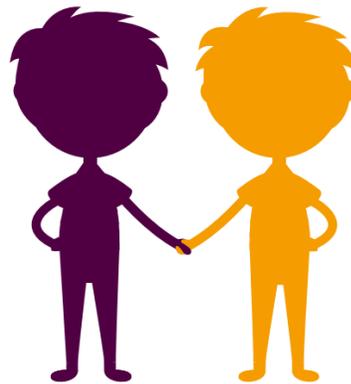
Migrantinnen-Söhne erzählen

Die Zwillingbrüder Noah und Davit (12) befragen sich gegenseitig.

Ihre Mutter kommt aus Georgien. Sie kam 1996 nach Deutschland und wohnt seit 1997 in Freiburg, wo Ihre Kinder geboren sind.

Wo fällt es auf, dass deine Mutter nicht aus Deutschland kommt?

An ihrem Verhalten kann man es manchmal ein bisschen sehen, aber nicht oft. Und ich würde es nicht Akzent nennen, aber ihre Aussprache ist nicht deutsch.



Kannst du selber georgisch sprechen?

Ich kann zwar nur das Wichtigste sagen, aber dafür kann ich alles verstehen. Mein Vater, der aus Deutschland kommt, lernt gerade auch Georgisch. Meine Mutter redet mit mir georgisch, aber ich antworte eigentlich immer auf Deutsch. Also bei uns zuhause wird vor allem deutsch gesprochen.

Was sind die Vorteile einer ausländischen Mutter?

Ich finde es gut, dass wir in Georgien Verwandte haben, dass ich meine Großeltern besuche und mit ihnen georgisch sprechen kann und dass ich dadurch eine weitere Sprache gelernt habe. Ich finde es zwar eintönig, fast jede Sommerferien dorthin zu fahren, aber es ist auch schön, meine Großeltern wiederzusehen.

Was sind die Nachteile einer ausländischen Mutter?

Nachteile sind, dass sie Sprachfehler macht, dass ich meine Großeltern nur einmal im Jahr in den Sommerferien für drei bis vier Wochen sehen kann.

Was findest du so schlimm daran, dass deine Mutter nicht so gut Deutsch kann?

Ich finde es nicht schlimm, aber wenn sie ein Wort falsch ausspricht oder einen Sprachfehler macht, entstehen peinliche Situationen.

Welche zum Beispiel?

Wenn sie jemanden mit Sprachfehlern nach dem Weg fragt, obwohl wir wissen, wo es lang geht. Oder wenn sie Witze macht, die Deutsche nicht verstehen. Als wir vor ein paar Tagen aus Frankreich zurück kamen und viele Baguettes dabei hatten, fragte ein Nachbar, warum wir so viel Brot gekauft hätten. Darauf antwortete meine Mutter, dass sie es am nächsten Morgen vor dem Haus verkaufen möchte ...

Kocht deine Mutter oft georgisch?

Sie kocht einmal jede Woche georgisch. Vor allem mag ich Blätterteig-Kuchen mit Buttercreme!



Lebensgeschichten
kreuzen sich bei den Biografiegesprächen
Foto: kwasibanane

Umsonst und klimafreundlich

Die Freiburger Biografiegespräche

Von Andrea Edler

Stellen Sie sich vor: Acht Menschen treffen sich in einem Raum, setzen sich in einen Kreis und erzählen sich anderthalb Tage lang gegenseitig ihr Leben. Diese Menschen haben sich zuvor noch nie gesehen. Für exakt die Hälfte beginnt ihre Geschichte nicht in Deutschland, sondern in Indien, in der Türkei, oder in Peru. Zwei Moderatoren helfen, das Wesentliche in den Blick zu nehmen und sorgen für eine angenehm konzentrierte Gesprächs- atmosphäre. In all den Stunden, in denen sie da im Kreis sitzen, zuhören, erzählen, nachfragen, klingt kein einziges Mal ein versehentlich nicht abgestelltes Handy. In den Pausen nehmen sie im Nebenraum wie von Zauberhand hergerichtete Speisen zu sich, am Abend legen sie sich in ein für sie zurechtgemachtes Bett, ehe sie am nächsten Morgen denselben Rhythmus wieder aufnehmen: erzählen, zuhören, nachfragen. War das Kopftuch in deiner Familie ein Thema? Warum wurde man als Norddeutsche auf der Schwäbischen Alb schief angeguckt? Und so geht das, bis irgendwann auch der letzte in der Gruppe seine Geschichte erzählt hat.

Wenn die acht Teilnehmer am späten Nachmittag wieder auseinandergehen, sind sie erschöpft. Von all den Geschichten und Bildern in ihrem Kopf. Und glücklich, wie nach einer aufregenden Reise. Eine Reise für die sie, nebenbei bemerkt, keinen Cent bezahlt haben, weil sie von der

Stadt Freiburg gesponsert wird. Und deren CO₂-Abdruck sich wirklich sehen lassen kann. Denn auch wenn sie im Kopf Tausende Kilometer zurückgelegt haben, haben sie sich real nur 15 Kilometer von Freiburg entfernt, ins Studienhaus Wiesneck bei Buchenbach.

Hört sich unglaublich an, nicht wahr? Hab ich aber genau so erlebt, bei den Freiburger Biografiegesprächen. »Wie leben, denken und fühlen diejenigen, die schon immer in Deutschland zuhause waren? Welche Erfahrungen bringen diejenigen mit, die dazugekommen sind? Einiges weiß man voneinander oder glaubt es zu wissen. Doch das Zusammenleben ist oft eher ein Nebeneinander als ein echtes Miteinander. Dies möchten die Biografiegespräche ändern.«

So stand es in der Ankündigung, das war mir schlüssig und interessant vorgekommen. Je näher der Tag aber rückte, an dem ich wildfremden Menschen mein Leben in verdaulichen 30 Minuten servieren sollte, desto mehr begann ich zu zweifeln: Wie sollte das eigentlich funktionieren – Völkerverständigung von Null auf Hundert?

Wenn wir die Partnerstadt besuchen oder an einem interkulturellen Kochkurs teilnehmen, steht immer eine gemeinsame Aktivität im Vordergrund. Die Biografiegespräche zielen dagegen darauf ab, mit der Tür ins Haus zu fallen. Sofort zur Sache kommen ist Programm. Acht Personen treffen sich mit keinem anderen Ziel, als etwas von sich zu zeigen und etwas vom anderen zu erfahren. Und das erstaunliche daran ist – *Es funktioniert!*

Voraussetzung für die Teilnahme ist die Beherrschung der deutschen Sprache. Das ist nachvollziehbar, da das Gespräch das Fundament ist, auf dem das Konzept fußt. Das bedeutet, hier treffen sich Menschen, die – ob mit oder ohne deutschen Pass – längst auf vielfältige Weise diese Stadt mitgestalten. Der eine kam von der Alb zum Studium nach Freiburg, die andere als Gastarbeiterkind aus der Türkei. Und jeder bringt seine, durch die eigene Herkunft geprägte Perspektive auf die Stadt mit ein, in der wir heute alle gemeinsam leben. Und dabei wird schnell klar, dass es neben den biografisch bedingten Unterschieden vor allem auch viele Gemeinsamkeiten gibt.

Es wird oft beklagt, dass die Politik es versäumt habe, der Bevölkerung mitzuteilen, dass Deutschland ein Einwanderungsland sei, und man sich deshalb viel zu wenig über gemeinsame Werte verständigt habe. Die Biografiegespräche zeigen, es gibt sie längst. Wir müssen nur – reden.

Wer wie ich einmal dabei war, wundert sich nicht mehr über das Konzept, sondern allenfalls darüber, dass es für eine so wunderbare Reise immer wieder freie Plätze gibt.

- Biografiegespräche 2020, Fr. 14. bis Sa. 15. Februar oder Fr. 18. bis Sa. 19. September.
- Anmeldung beim Amt für Migration und Integration. Tel 0761/201-6334. Mail: yvonne.eckenbach@stadt.freiburg.de.
- Im Feature »Erzähl mir dein Leben. Biografiegespräche als Kulturaustausch« berichtet die Autorin über ihre Teilnahme: www.swr.de/swr2/programm/sendungen/leben/swr2-leben-erzaehl-mir-dein-leben

InTipps

Diskutieren oder Grenzen ziehen? Das Argumentationstraining zu rechten und rassistischen Aussagen von GEGENARGUMENT unterstützt Euch beim Umgang mit verschiedenen Situationen. Dabei geht es weniger um konkrete Argumentationen, sondern um strategische Handlungsoptionen, die Reflexion und Stärkung der eigenen Haltung sowie das Üben von Gesprächssituationen. ■ **Sa 28. September, 10:00–17:00, Jugendhilfswerk Freiburg, Basler Straße 65** ■ **Anmeldung: b.ehrensberger@ewf-freiburg.de** ■ **15/10 Euro**

Urbanes Lernen. Morgen. Freiburg auf dem Weg ins digitale Zeitalter. Freiburger Bildungskonferenz. Die Veranstaltungen sind für alle interessierten Bürger*innen offen. ■ **Anmeldung: fbm@stadt.freiburg.de** ■ [Vorträge] von Anja C. Wagner (Berlin / Frolleinfrow) und Dejan Mihajlovic (Freiburg / Bildung von morgen heute schon denken). ■ **6. November, 18:00–21:00, Historisches Kaufhaus am Münsterplatz** ■ Auf dem Fachtag haben Sie die Möglichkeit Dinge auszuprobieren, Denkanstöße zu geben oder mitzunehmen und konkrete Umsetzungen kennenzulernen. ■ **7. November, 13:30 – 18:00, Forum Merzhäuser / Hexentalschule Merzhäuser**

Südsee – Traum und Wirklichkeit Sonne, palmengesäumte Strände und azurblaues Meer – Reiseberichte europäischer Entdecker und Künstler-Gemälde prägen bis heute diese Vorstellung. Wie erleben die Bewohner*innen selbst ihre Inselwelt und die Auswirkungen von Kolonialismus und Globalisierung? Einblicke in die Geschichte und Kulturen der Region, traditionelle Seefahrt und Fischfang. Heute ist die Lebensgrundlage der Menschen bedroht: Überflutete Inseln, versalztes Süßwasserreservoirs und leere Fischgründe. ■ [Ausstellung] **Bis 2. Februar 2020, Museum Natur und Mensch, Gerberau 32** Führungen: donnerstags 24.10., 21.11., 12.12., 23.1., 13.2. ■ [Planetarium] **Sterne über der Südsee, Do. 24. Oktober 19:30** ■ [Art House- und Kinderfilme] **29. Sept. – 30. Okt., Kommunales Kino, Urachstraße 40**

Von der Mönchsklause zum United World College. Ein Freiburger Meilenstein. [Dokumentarfilm] von Bodo Kaiser, Freiburg 2019, 90 min. ■ **Mo 30. September, 20:00, Kommunales Kino, Urachstraße 40**



◀ Sommer in den Shar Bergen.

Foto: Familienarchiv

▼ Flija.

Foto: Enis Tabak

Fulya

Mehr als nur Essen im Kosovo



Von Mediha Yarimhoros

Als ich meiner Mutter erzählte, dass ich einen Artikel über Essen schreibe, war *Fulya* (türkisch) oder *Flija* (albanisch) das erste Wort, das aus ihrem Mund kam. Hmm, blink ... ein Licht ging bei mir an und ich dachte, ja, das wäre meine Erinnerung der Erinnerungen.

Fulya ist mehr als Essen. Es ist Familie, Teilen, Plaudern, Gemeinschaftsarbeit, Austausch von Techniken.

Ich bin in Prizren im Süden des Kosovo geboren und aufgewachsen. Prizren ist von den Shar Bergen umgeben. Unsere Berge sind üppig und hoch. Obwohl es sich um einen Nationalpark handelt, stimmt dieses leider nicht mehr mit den Bauten der letzten Jahre überein. Überall ist Beton aufgetaucht, und ich kann nicht behaupten, dass die Menschen sich ihrer Umwelt bewusst sind.

Im Kosovo endet das Schuljahr Anfang Juni, und die Schüler sind bis September in den Ferien. Die Som-

mer sind heiß, im Juli und im August liegen die Temperaturen gelegentlich über 40 Grad. Die Einheimischen suchen Zuflucht in den Bergen, um sich abzukühlen. Ich habe meine Kindheit in den Bergen verbracht. Im Sommer haben wir für einen Monat lang Zelte auf dem Berg aufgebaut. Es gab keinen Strom, Autos wurden selten gehört. Das Wasser haben wir aus der Quelle geholt. Wir hatten drei Jahreszeiten während eines Tages: morgens Frühling, mittags Sommer und Herbst an frostigen Abenden. Wir haben Sterne beobachtet, Flugzeugen und Satelliten nachgeschaut. Es wurde viel gesungen. Da wir keinen Strom hatten, diente uns das Feuer den ganzen Tag.

Während der Sommerferien war *Fulya* in den Bergen unvermeidlich. Es begann sehr früh. Wir gingen in den Wald und sammelten Holz. Dann wurde ein sicherer und schattiger Ort ausgewählt und das Feuer angezündet. Es bleibt tagsüber nicht viel Zeit zum Essen. Entweder frühstückst du am Morgen oder du isst etwas nebenher, während das Essen auf dem Feuer

zubereitet wird. Männer waren traditionell mit dem Feuer beschäftigt, Frauen mit dem Teig: wie für Pfannkuchen, jedoch ohne Eier und nur aus Mehl und Wasser mit etwas Salz.

Wenn die Glut des Feuers bereit ist, wird die große runde Backform auf das Grillgestell gelegt. Danach kommt Öl in die Form, und wenn das Öl eine ausreichende Temperatur erreicht hat, wird der Teig eingegossen und in der Form verteilt, die Form wird mit einem speziellen Deckel (*Sac*) auf dem ebenfalls Glut verteilt wird, bedeckt.

Wenn der »Pfannkuchen« fertig ist, wird eine Schicht einer Ei-Milch-Mischung auf den Teig aufgetragen, die Form wird erneut mit dem Deckel abgedeckt und auf das Feuer gestellt. Diese Teig und Ei-Milch Mischung auftragen wiederholt sich so lange, bis die große Form vollständig gefüllt ist. Dieser Vorgang dauert drei bis vier Stunden.

Am Ende kann jeder müde werden, aber ich kann den Geschmack hier nicht beschreiben. Wenn die *Fulya* fertig ist, wird sie in Scheiben geschnit-

ten. Währenddessen wird aber auch türkischer Kaffee in der Glut gekocht. Während der Mahlzeit gehen die Gespräche weiter und dazu trinken wir Kaffee.

Das Tablett kommt zum Tisch. Manche essen sie mit Honig, manche mit Käse, manche bevorzugen Marmelade. Es gibt auch diejenigen, die gerne Wassermelonen dazu essen.

Beim Schreiben dieses Artikels lebte viel vor meinen Augen wieder auf.

Die ersten Eindrücke von Schüler*innen des United World Colleges

Was hat dich an Freiburg überrascht?

In Freiburg ist alles so unter Kontrolle, präzise und systematisch. Es gibt Regeln und Regulationen für alles – manchmal macht mir das Angst :).

Aymen, Irak

Ich war überrascht, wie grün Freiburg ist, die Luft hier ist so gut – in meinem Heimatland gibt es nicht so viel Natur.

Tino, Zimbabwe

Im Vergleich zu meinem Heimatland fühle ich mich sehr sicher in Freiburg. Ich kann ohne Bedenken nachts durch die Straßen laufen.

Salma, Palästina

Ich finde es schön, wie viele Kinder man im Sommer draußen sieht, die immer in den Bächle spielen – es sind bei Sonne immer so viele Menschen unterwegs.

Ekin, Türkei

Rezept für eine Großfamilie

Teig:

- 3 kg Mehl
- 2 handvoll Salz
- 10 l Wasser

Ei-Milch-Mischung:

- 5 st. Eier
- ½ l Milch (einige bevorzugen Sahne)

- Wenn wir eine *Fulya* machen wollen, um etwas gemeinsam zu entwickeln, vorzubereiten,

gemeinsam zu leben und dann gemeinsam zu essen, benutzt man idealerweise einen großen Platz, wo Feuer machen erlaubt ist. Natürlich kann man auch in seinem Garten *Fulya* zubereiten, aber mit der Familie auf dem Berg finde ich es passender. Weil *Fulya* in riesigen Schalen hergestellt wird, wird das Rezept in Kilogramm für Mehl und in Liter für Wasser wiedergegeben. Manche gießen den Teig als eine dünne Schicht und verteilen ihn in der ganzen Form, während andere den Teig in Form von Streifen mit Esslöffeln in die Form geben. Nachdem

der Teig in die Form gegossen wurde, wird die Form mit einem Deckel, auf dem ebenfalls Glut verteilt wurde, bedeckt.

- Wenn der Pfannkuchen fertig ist, Deckel entfernen, Ei-Milch-Mischung darüber gießen und den Deckel wieder drauf. Vorgang wiederholen. Wenn die Backform vollständig mit sehr dünnen Teigschichten gefüllt ist, wird es schließlich mit einem Blatt bedeckt und unter einer Glut zum gründlichen Braten belassen.
- Lasst uns aufstehen und eine *Fulya* machen! Teamarbeit ist gefragt.